



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Soziologische Pädagogik

Kawerau, Siegfried

Leipzig, 1921

1. Kapitel: Die Struktur der alten Gesellschaft als Hintergrund der heute
üblichen Erziehung

urn:nbn:de:hbz:466:1-33948

1. Kapitel:

Die Struktur der alten Gesellschaft als Hintergrund der heute üblichen Erziehung.

Wir haben die dreifache Bedingtheit der Gesellschaft aus natürlichen, wirtschaftlichen, geistigen Faktoren kennen gelernt; wir müssen ein Bild der heutigen Gesellschaft in den Einzelheiten gewinnen, um den Untergrund zu geben, auf dem sich die neue Erziehung aufbauen muß.

Die heutige Familie, in die unsere Jugend hineingeboren wird, ist in einem gewaltigen Umbildungsprozeß begriffen. Diesen Prozeß hat Müller-Lyer in seiner großen Soziologie mustergültig dargestellt, es sei besonders auf die Ausführungen in den Bänden „Die Familie“¹, „Phasen der Liebe“², „Die Zähmung der Normen“³ verwiesen. In dem Bande „Die Familie“ faßt er sein Urteil⁴ wie folgt zusammen:

„So ist die Familie, die auf früherer Kulturstufe die Mutter der Bucht und Moral, die Grundlage des Staates, die Trägerin der Gesittung und der Gesellschaft, die Entfacherin aller tüchtigen und edlen Eigenschaften des Menschen war, in ihrer jetzigen Übergangsform zu einem Kulturhindernis geworden; und auch das viele Gute, das sie noch in ihrem Schoße birgt, ist zum großen Teil nur ein Hemmschuh des Besseren geworden: Die Familie muß sich umgestalten, und sie ist in voller Umgestaltung begriffen.“ Die Ursache dieser hemmenden Wirkung des Familienlebens sieht Müller-Lyer mit Recht im unbeschränkten Erbrecht der Familie: „Aber bei Arbeitsvergesellschaftung“ (die Produktion ist vergesellschaftet! Wer arbeitet noch für sich selber — in seiner produktiven Tätigkeit?) „wirkt der Erbgang in der Familie immer mehr als ein Vorrecht, das einzelne in die Lage versetzt, ohne je selbst produziert zu haben, sich die von anderen hergestellten Arbeitsprodukte anzueignen, also arbeitslos und als Parasiten und doch in Hülle und Fülle zu leben, bloß weil sie Reichtum ererbt haben. Dieses Vorrecht muß bei vergesellschafteter Produktion notwendig als ein Unrecht empfunden

¹ Besonders S. 206—13, S. 278—302. ² Bef. S. 73—97. ³ Bef. S. 125—211.

⁴ S. 300 f.

werden . . . nur scheinbar lebt der durch Erbschaft Reichgewordene von dem Vermögen seiner Vorfahren, in Wahrheit aber von den Arbeitsprodukten seiner Zeitgenossen und muß daher, wie jeder, der mehr Güter konsumiert, als er produziert, als ein sozialer Schädling betrachtet werden.¹

Es ist nicht nötig, die ausgezeichneten Beweisführungen dieses Mannes zu wiederholen, wir können feststellen: unsere heutige Jugend ist in einer ganz besonders schwierigen Lage, weil sie in Familien hineingeboren wird, die — sofern sie zu den besitzenden gehören — durch die wirtschaftliche Krise in eine innerlich unwahre Lage gebracht sind: sie pflegen die Rechtsideologie einer längst vergangenen Epoche, die des „geschlossenen Haushaltes“ bei völlig veränderter ökonomischer Lage, und darunter muß jedes fein empfindende Kind leiden. Sofern die Familien aber nicht zu den begüterten gehören, etwa zu dem Mittelstande der Beamtschaft im weitesten Sinne, liegt eine ähnliche Situation vor: die Entwicklung der „Berufs“stände ist derartig vorgeschritten, daß die Tradition des Berufes mit dem gesellschaftlichen Nimbus der „Standesehre“ genau die gleichen Opfer fordert wie die Vererbung der Vermögen. Der kunstvoll gebaute Klassenstaat des Hochkapitalismus verstand weite Kreise, die eigentlich zum Proletariat gehörten, diesem zu entfremden und abzusplittern durch den Begriff des „Standes“, der mit Titel, Orden und Pension für mageres Gehalt entschädigen sollte. Der Volksschullehrer, schlechter bezahlt als ein Qualitätsarbeiter, fühlte sich ihm durch „Stand“ und „Bildung“ weit überlegen. Der Oberlehrer, schlechter gestellt als jeder einigermaßen tüchtige Kaufmann und Handelsreisende, sah mit Geringschätzung auf diese Kreise. Den Juristen und Offizier vollends entschädigte die Aussicht, mit einer Jungfrau von Adel oder gar von Hofe tanzen zu dürfen, für Jahre und Jahrzehnte des Darbens, Wartens, ja Hungerns. Das war und ist noch der Standestick, der den Umgang mit diesen Kreisen vom Standpunkt freien Menschentums aus so sehr erschwert, der den verstehenden Ausländer lächeln läßt.

Die Familien der Arbeiterschaft aber sind völlig zerfezt von dem rasenden Rhythmus des modernen Betriebes. Die Frau arbeitet

¹ Phasen der Kultur, S. 304.

in der Fabrik, die Kinder sind sich selbst oder bestenfalls den müden Großeltern überlassen, treiben sich auf den Straßen und Höfen herum, werden in überfüllten Wohnungen, in Betten, die sie mit anderen teilen, früh alt und wissend. Müssen jung mitverdienen. Und dazu lebt in vielen dieser Familien, die wenigstens die Wahrscheinlichkeit einer unendlichen Not haben, die Sehnsucht nach der glänzenden Lüge der Besitzenden.

Zu dieser Not der Familien, beruhend auf einer überständigen Rechtsideologie, kommt die Not der Geschlechter, beruhend auf einer überständigen Moralideologie. Man sollte denken, daß in der Qual unserer Wohnverhältnisse, die ja die Ursache so vieler „Unarten“, „Strafen“, Reibungen und Mißverständnisse ist, weil der nötige Abstand zum Eigenleben fehlt, weil die Lebenskreise sich nicht berühren, sondern dauernd schmerzhaft schneiden — man sollte denken, daß diese große Nähe der Menschen sie körperlich völlig vertraut miteinander machte. Das ist zum Teil auch beim vierten Stande der Fall, nur daß gewöhnlich das Häßliche und Quälende bei Enge und Hitze, daß innerliche Verneinung und Verwirrung das Möglich-Gute dieser Zwänge zerstört. In der bürgerlichen Welt aber sind zwischen den dicht beieinander hausenden Ehegatten, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Brüdern und Schwestern Distanzen gelegt, die in der Erscheinung keine Schloßanlage der ganzen Erde befriedigen könnte. Weltenweit sind die Menschen voneinander, die womöglich Zimmer an Zimmer, ja im gleichen Zimmer schlafen. Die vererbte mönchisch-mittelalterliche Moral, der das Nackte und Natürliche Sünde, feiert wahre Orgien in der Kleinkinderstube der guten Gesellschaft, wo man sich schon vor dem Wort „nackt“ schämt, nein — „geniert“, wo man lieber „Nackedei“ sagt und mit „pfui“ und „Baba“ die Leibes Schönheit beschmukt. Und dabei ist die Sitte, sich für die Nachtruhe völlig zu entkleiden, in Dänemark noch bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts allgemein erhalten geblieben. Erst das Raffinement dieser Jahrhunderte, die Perverfion der hochfamilialen Epoche, die die Kleidung in obszöner Weise verwendet, um das Weib als Geschlechtswesen möglichst stark zu markieren (Schnürleib!), hat mit der Kleidung den Reiz des Geschlechtlichen

¹ Müller-Lyer, „Phasen der Liebe“, S. 36.

übersteigert. Und diese Moral der hochfamilialen Epoche (vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert, ja bis heute hin), wirtschaftlich begründet in dem Wunsch, die Mädchen für die Ehe desto begehrenswerter zu machen, lagert heute wie ein Pesthauch über unseren besten bürgerlichen Familien. Unter uns leben vortreffliche Frauen, deren Prüderie dem eigenen Manne gegenüber in stiller Stunde halb klagend, halb bewundernd gerühmt wird. Unter uns leben junge Männer, die sich nachts zu ihren Schwestern schlichen und sie unter Tränen beschworen, sie möchten sich ihnen nackt zeigen — und manche Schwestern waren zu „anständig“ dazu. Unter uns leben Familien, wo die erwachsenen Söhne es nur durch die Dienstboten erfahren, wenn die Schwester, die verheiratete, eine Fehlgeburt gehabt hat oder ein Kind erwartet.

Das ist die Lüge der überständigen Moralideologie, verbunden mit der ebenso unhaltbaren, von der vaterrechtlichen Zeit her stammenden elterlichen, hausherrlichen Bevormundung.

Aber wir sahen schon den Keim der wirtschaftlichen Zersetzung. In diese altbürgerliche Welt ragt das Reich moderner Dienstboten- und Angestelltenverhältnisse herein. Nicht mehr Dienstmagd im alten Sinne, zur Groß-Familie gehörig, sondern ein freies, auf Kündigung und gegenseitigen Rechten und Pflichten beruhendes Angestelltenverhältnis. Und mag die Hausfrau alter Art noch so sehr klagen — von ihrem Standpunkt etwa lutherischer Moral aus mit Recht, hier liegt der Keim neuer Krisen, aber auch neuer Schöpfungen. Diese andere, rührige Welt des pulsierenden starken Gegenwartslebens ist voller Gefahren, aber auch voller Kenntnisse, Geheimnisse und Aufschlüsse. Wieviel Kinder wurden durch Dienstboten aufgeklärt? Wieviel Söhne hatten an der Erzieherin, am Hausmädchen, Kinderermädchen die ersten Liebeserfahrungen? Da brandet eine Flutwelle bis in unsere Kinderzimmer, deren Wirkung bei der Einstellung der bürgerlichen Hausfrau verheerend sein muß, deren Kraft nur durch eigene Freiheit und Schöpferkraft unter Umgestaltung der alten Familie gebrochen werden kann.

Wie ängstlich wird überhaupt die Welt des vierten Standes von den Kindern der Bürger ferngehalten: sei es, daß Handwerker ins Haus kommen, sei es, daß Kinder des Hinterhauses, Kinder auf der Straße Gemeinschaft mit den bürgerlichen Kindern suchen. Theo-

retisch wird zwar die Nächstenliebe in der Kinderstube des dritten Standes gelehrt, vor der Praxis scheut man ängstlich zurück, ja man findet es naïv-bewundernswert, wenn sich der Bub kameradschaftlich zu Maurer und Zimmermann, zu Milchkutscher und Müllfahrer einstellt, und lehrt ihn dann Distanz halten. Und doch ist's gerade diese Welt der täglichen praktischen Arbeit, die tausend Reize hat durch die sichtbare Leistung mit den Händen. Die Kinder möchten mithelfen, mitarbeiten: das ginge nicht — so belehrt man sie —, sie würden sich einschmuzen, und das sei eben eine Sache der Arbeiter und nicht ihres Standes. Der Papa arbeite mit dem Kopf. Das sei viel schwieriger und feiner. Und mißmutig muß der Junge den Farbenpinsel aus der Hand legen, den er dem Malermeister gehalten. Bis in unsere Kinderstuben klappt der Gegensatz: Kopfarbeit und Handarbeit. Die feine und die unfeine Arbeit. Die Arbeit in sauberem Rock mit reinen Händen und die Arbeit im Werkkittel, deren Spuren zu sehen, zu riechen sind. Die Arbeit der Bourgeoisie und die Arbeit des Proletariats. Und gutwillig lassen sich die Kinder mit spielerischer Handarbeit, bei der nichts herauskommt, die Freude an der Werkttätigkeit vertreiben und lernen die Dienstboten kommandieren und sich zurückhalten von Arbeitern und ihren Geräten.

Und nach diesem Gesetz der wirtschaftlichen Klassenforderung wird das Freundschafts- und Gefühlsleben der Kinder — trotz aller stillen Opposition — geregelt. „Dieser Umgang paßt nicht für dich“, „den Jungen bringst du mir nicht wieder ins Haus“ — und wenn es treue und mutige Kinder sind, dann entstehen die Treppen- und Hausflurfreundschaften, wo man stundenlang stehen kann und sich alle Geheimnisse der Welt anvertrauen, während oben der Kaffee warm gestellt wird, weil der Junge wieder so bummelt auf dem Schulwege.

Mit tausend Lockungen spricht zu der Jugend die Welt der Straße. Kaufläden und Schaufenster, Lichtreklame und Bilderläden, Bücher und Anschlagssäulen, der Wagen- und Menschenstrom — dazu „Ereignisse“ auf der Straße: ein stürzender Gaul, ein Betrunkener, Streikbilder, Zusammenstoß von Wagen usw. usw. Völlig unvorbereitet, innerlich wehrlos wird die Jugend diesen Sensationen und Anreizungen ausgeliefert, preisgegeben. Man läßt es darauf ankommen und hat keine Vorstellung, welche Wirkung ein Wort an

der Anschlagssäule, ein Bild im Schaufenster auf Kinder haben kann. Da hing lange Zeit ein „Gemälde“, täglich von Schubbuben belagert: zwei Frauen, den Oberkörper entkleidet, mit dem Florett zum Duell angetreten vor Zeugen, Szene aus der Zeit Ludwigs XV. Welche stachelnde, bohrende, wollüstige Qual diese Vorstellung: die spitze Klinge und der weiche, volle Busen. Da sind im Papierladen, wo man die Hefte kauft, andere „Hefte“ mit bunten Umschlägen für einige Pfennige zu haben: wunderbare Geschichten mit Mord und List. All diesen Indiskretionen des sich entblößenden Volks- oder richtiger gesagt: Gassenlebens sind die Kinder ohne Vorbereitung, ohne Einstellung und geschulte Kraft hingeworfen. Es kann gut gehen, es kann aber auch anders kommen. Ähnlich liegt es mit Theater und Konzert, Kino und Zirkus. Damit ist kein Wort über den künstlerischen oder sittlichen Wert all dieser Dinge gesagt, es soll nur festgestellt werden, wie unvorbereitet und arglos unsere Jugend in ungezählte Konflikte von demselben Elternhaus hineingestoßen wird, das andererseits allem Konfliktstoff aus dem Wege zu gehen sucht, indem es die Kinder sorgfältig umhegt in den Schranken der eigenen Gesellschaftskaste und der guten alten Tradition hält. Am bequemsten ist ja immer das Verbieten: „die Zeitung ist nichts für kleine Kinder“, „dies Buch ist noch nichts für dich“ — und ein lebendiger Junge wird sehen, wo er — und sei es auf der Toilette — ein Stück Zeitung erwischt, wo er irgendwie Fühlung zu dem bunten, reizenden Etwas bekommt, das doch auch wieder so beängstigend ist — dieses heutige Leben. Und ein eigenwilliges Mädchen wird die „Nora“ lesen, und sei es im Kleiderschrank sitzend bei schmaler Türspalte, und sei es nachts im Bett mit der elektrischen Taschenlampe unter der Bettdecke.

Es ist kein Wunder, daß aus dieser wundervoll lebendigen, schöpferischen Jugend, deren Leben in den ersten Jahren so rein schwingt, ein so verdorbenes, verbogenes und gebrochenes Männer- und Frauengeschlecht wird, das mühsam sich die Tage entlang quält. Schon in der Wiege zwischen Lügen gebettet, vergiftet durch die Moral der Kinderstube, ausgeliefert an die unbekanntten Mächte ohne Vorbereitung und Hilfe — das ist die Lage unserer bürgerlichen Jugend, das ist mit gewisser Vertauschung der moralischen mit materieller Not die Lage unserer proletarischen Jugend.

Das entscheidende Moment in dieser Lage ist das: die ökonomische Gegenwart, d. h. der sich selbst zersetzende, der in sich übersteigerte und daher zum grotesken Zusammenbruch verurteilte Kapitalismus (die spätkapitalistische Phase), diese sich blind ausrasende Furie der romanisch-germanischen Völker im 20. Jahrhundert —, diese ökonomische Gegenwart ist belastet mit der Weltanschauung der hoch- und spätfamilialen Phase in der herrschenden Klasse — bohrend ringt sich in den Spitzenerscheinungen die Weltanschauung der früh-personalen Phase durch: mit elementarer Kraft zerbricht das Weltbeben dieser Jahre die abgelagerten Schichtschichten vergangener Generationen.

Die Mächte, die in der wirtschaftlichen Krise vom 15. zum 16. Jahrhundert, beim Aufstieg der frühkapitalistischen Phase, als Spiegelbild der ökonomischen Umlagerung die Köpfe und Herzen der Gesellschaft erobert haben, sie wollen nicht den Platz gutwillig räumen und suchen sich in der Erziehung der Jugend fortzupflanzen. Wir lernten schon die ererbte religiöse, moralische, rechtliche Ideologie kennen, die sich in Kirche, Sitte, Vaterrecht und Berufsethik kristallisiert hat. Dazu gehört noch die vaterländisch-nationale Ideologie, die unsere staatlichen und zwischenstaatlichen Beziehungen verzierte, und endlich die anthropozentrische Ideologie, die unsere Weltanschauung mit der Weihe philosophischer Tiefgründigkeit vergeheimlichte.

Alle diese Ideologien sind ihrer Zeit vollwertige Entsprechungen materieller Verhältnisse gewesen. Zunächst weich und bildsam, gestalteten sie sich nach dem Druck des Unterbaues. Dann verkrusteten sie, verkalkten und gewannen Eigenfestigkeit und konnten beharren, nachdem die Unterlage verwitterte, ausgehöhlt wurde und einsank. Bis gewaltige Erdstöße diese phantastischen Formen, die schon viele Risse zeigen, vollends zerbrechen werden. Man müßte also eigentlich diese verhärteten Ideologien, die keine feste Basis mehr haben, mit eigenem Namen nennen und sie als Ideologismen bezeichnen. Schon um das Wort Ideologie von dem Beigeschmack des Phantastisch-Bürgerlich-Reaktionären zu befreien. Diese Wertung kommt allein den Ideologismen zu. Und diese Ideologismen sind in gewissem Grade materielle Faktoren, sie sind hart, unbeweglich; allenthalben stößt man sich an ihnen; die bürgerliche Gesellschaft

klammert sich an sie, weil unter ihr der Boden schwankt, weil immer mächtiger die Sturmflut des Sozialismus ihr auch den letzten Grund unter den Füßen wegspült. Da hängt die Bourgeoisie an dem phantastischen Gebälk ihrer Ideologismen und zappelt und krampft — und unter ihr ist das ungeheure Rauschen des Stromes der neuen Menschheit. —

Diese Ideologismen sind also ein Bestandteil der ökonomischen Gegenwart, sind ein gewaltiges Stück „Milieu“, mit dem unsere Jugend sich abzufinden hat.

Natürlich wird die Schärfe und Härte dieser Ideologismen in der Großstadt anders empfunden als in der Kleinstadt oder auf dem Lande, von der Bourgeoisie anders als vom Proletariat. Auf dem Lande und in der Kleinstadt, ja hinein bis in die Mittelstadt, ist die wirtschaftliche Struktur vielfach noch ähnlich der in der hochfamilialen Phase. Man denke z. B. an Pfarrhäuser, wie man sie gelegentlich noch auf dem Lande findet. Sie sind z. T. dem Typ des „geschlossenen Haushaltes“, der „Eigenbedarfswirtschaft“ nicht allzu fern; haben die Pfarrer heute wohl durchweg ihr Land verpachtet — und es gibt Pfarren mit 500 Morgen Acker und mehr —, so leben doch noch Pfarrer unter uns, die wenigstens früher selber den Pflug geführt haben und regelrecht als Bauern auf ihrem Hofe saßen und nur Sonntags den Rittel mit dem Talar vertauschten. Hier herrscht das Vaterrecht in voller Ausprägung, hier ist man kaum über die geschlechtliche Differenzierung hinausgekommen: der Hausherr ist Bauer und Schmied, Zimmermann und Gärtner, Lehrer und Pfarrer, je nach Bedarf. Und in den Kriegszeiten ist bei der Hausfrau auch die Spindel wieder zu Ehren gekommen. Natürlich bedarf man einiger Artikel vom Kaufmann und Händler, die man selber nicht herzustellen in der Lage ist — aber im großen und ganzen ist der Bedarf in der eigenen Wirtschaft gedeckt. Hier ist der lutherische Katechismus kaum überholt, hier erbt das Pfarramt von Großvater, Vater auf Enkel, hier waltet strenge, aber vor Perversität durch ländliche Naivität geschützte Sitte, hier ist der liebe Gott ein väterlicher Freund, hier kommt noch Jahwe zu Tisch wie bei Abraham, und das Paradies grenzt direkt an den Pfarrgarten. Dieses Leben ist z. T. von rührender Naivität, und kommen solche Menschen in die Großstadt, wirken sie so, als stiege

Luther mit dem Bibelbuch in die Hochbahn, als säße Ulrich von Hutten in voller Rüstung im Automobil. Schwierig ist nur die Lage der Kinder aus solchem Haushalt: nur einer kann wieder als Pfarrer dort sitzen; kann, wenn's Glück gut ist, vielleicht einige Schwestern mit durchfüttern, kann sie mindestens zur Hilfe, als „gute Tanten“ allezeit heimholen, und sie kommen nur allzu gern. Grotesk wird die Sache nur dann, wenn sich solche Menschen, solche Schwestern, ins Gegenwartsleben stürzen, wenn solche Menschen politisch tätig sind. So als würde Melanchthon Oberstadtschulrat von Berlin. Tragisch wird aber die Lage der Knaben, die solchem Milieu entstammen; so warm und behaglich die heimatliche Wolle, das alte Nest — sie müssen in das Leben hinein, das fast ein halbes Jahrtausend weiter ist. Wie sollten sie nicht grausam zugrunde gehen oder als Träumer im Winkel sitzen?

Zwischen diesen beiden Polen — dem alten Pfarrhause und dem Proletarier der Großstadt — liegen etwa 400 Jahre. Wie viele Menschen, die heute physisch leben, leben auch geistig als Zeitgenossen? Von der Bourgeoisie gewiß nur ganz wenige.

Aber diese Bourgeoisie, die nicht ganz von heute ist, sie pflanzt sich in der öffentlichen Erziehung fort, sie sucht auch als herrschende Schicht die Erziehung des Proletariats zu bestimmen. Der Stoffinhalt der Erziehung, das übermittelte Wissen, ist eigentlich eine Wiederholung des Ablaufs der bisherigen Ideologien oder Ideologismen bis zu dem, unter dem die Gesellschaft steht. Das Hauptbestreben der tonangebenden Kreise ist die Befestigung der herrschenden Ideologismen in den Köpfen der Jugend. Und so ist unser Land gefüllt mit Ideologismen-Schulen; in den Provinzen herrschen die des 16. Jahrhunderts, in den Mittelstädten die des 18. Jahrhunderts und allenfalls in den Großstädten — in den Versuchsschulen Hamburgs, in der Gartenbauschule Neuköllns erreicht man das 20. Jahrhundert. Aber bisher und auch in Zukunft in keiner der „höheren“ Schulen. Sie sind als Produkte der alten kapitalistischen Klassenschichtung alle zum Absterben verurteilt, keine von ihnen kann neu sprießen aus der Gegenwart heraus.

Aber auch die Volksschule, die Schule des Proletariats, wurde und wird von der Bourgeoisie bestimmt: eine große Zahl von Religionsstunden (besser Stunden kirchlicher Ideologismen aus dem

16. Jahrhundert) soll dafür sorgen, daß die bestehenden Zustände den Kindern als Gott-gewollt erscheinen. Sorgfältig aufgebaute Hindernisse halten die Volksschule abgesperrt, verbauen den Zugang zu den höheren Schulen, die den Proletariern, von denen viele ja nur Bourgeois mit negativem Vorzeichen sind, ach so begehrenswert erscheinen. Das alles wäre an sich aus dem Selbsterhaltungstrieb der bestehenden Gesellschaft zu begreifen. Schwerer zu durchschauen ist die Tatsache, daß auch die Lehrerschaft der Volksschulen, obgleich sie vielfach dem Proletariat entstammt, sich vor ihm abschließt. Wir sprachen schon oben von dem Standestick der Volksschullehrer und der Oberlehrer; gewiß wird das Bestreben der herrschenden Klasse, mit den Mitteln des „Standesbewußtseins“ und der „Berufseitelkeit“ eine künstliche Scheidewand da zu errichten, wo am wenigsten eine sein sollte: zwischen Volkslehrer und Volk — durch gewisse Umstände erleichtert. Weite Kreise der Volksschullehrer stammen aus ländlichen, ja geradezu bäuerischen Verhältnissen. Mit vollem Bewußtsein legte die Bourgeoisie die Volksschullehrerseminare in kleine und kleinste Städtchen, gab den Heranwachsenden ein Milieu, das jedesfalls nicht vorwärtstrieb, gab ihnen in der Regel Lehrer, die durch Einheirat, Wissenschaft (Theologie!) und approbierte Gesinnung genehm waren. Besonders deutlich aber war und ist die Lage der Lehrerinnen. Sie entstammen vielfach dem klein- und mittelstädtischen Patriziat, sind selber Teilhaber der Bourgeoisie und werden durch das Zölibat vor Berührung mit anderen Volksschichten bewahrt und als das konserviert, was sie sind: lebende, aber geschlechtslose Ideologismen. Diese Lehrerinnen sind in einem derartigen Grade fähig, sich in die religiösen, berufsethischen, patriarchalischen oder politischen Ideologismen der Bourgeoisie zu verwandeln, daß sie wie die Nonnen mit dem Heiland oder einem Heiligen in innigster Gemeinschaft leben und nur Gefäß für fremde Inhalte sind. Man sehe sich aber an, welchen Prozentsatz allein die Beamtentöchter (von Pfarrern, Lehrern, Juristen, Offizieren usw. usw.) unter den Lehrerinnen bilden — und man begreift, daß die Lehrerin dem Volke so fern steht. Es soll nicht verkannt werden, daß der mütterliche Instinkt bei vielen Lehrerinnen das alte Ideengemäuer mit Oberdsonnenschein überflutet, so daß Empfindungen romantischer Art von

Fraulichkeit und Behaglichkeit entstehen. Das kann aber an der allgemeinen geistigen Struktur nichts ändern. Für die Lehrerin an höheren Schulen, für die Oberlehrerin liegt die Sache im wesentlichen ähnlich, ja es wird durchs Studium in der Regel ein stärkeres Herausarbeiten der Ecken und Ranten erreicht, während die Volksschullehrerin durchs häusliche Leben, durch fraulich-wirtschaftliche Aufgaben doch etwas abgeschliffen und gerundet wird. Zur Erklärung dieser weiblichen Psyche muß aber doch folgendes mit herangezogen werden: seit ungefähr 100 Jahren befindet sich die Frauenwelt in dem analogen Differenzierungsprozeß, wie ihn die Männer vor Jahrtausenden, am Ende der jüngeren Steinzeit und zu Beginn der Metallzeit durchgemacht haben, womit die eigentliche Epoche der Zivilisation begann. Schon dieser Hinweis wird die ungeheure Bedeutung solcher Entwicklung deutlich machen; die Unaufhaltsamkeit und Größe dieser Frage beleuchtet die eine Tatsache, daß 1907 bereits von 31 $\frac{1}{4}$ Mill. weiblicher Einwohner Deutschlands fast 9 $\frac{1}{2}$ Mill. berufstätige Frauen waren, davon beinahe die Hälfte verheiratet¹. Und diese Entwicklung geht im rasenden Tempo weiter. Mit diesem Differenzierungsprozeß hat die Frau zweifellos eine ungeheure Leistung und Verausgabung an Kraft eingesetzt, denn hier wurden die Grundlagen der gesamten früheren Einschätzung der Frau gewandelt. Und in diesem Auseinandersehungsprozeß untereinander, mit der Männerwelt, mit den wirtschaftlichen Problemen hat die Frau fraglos ihre gesamte Kraft verbraucht, so daß sie die auf der Gesellschaft lastenden Ideologismen unbesehen hinnahm, zu erschöpft von den innersten Wirrungen, von dem Kampf Frau gegen Frau, von den Forderungen und Bürden der Männerwelt, von dem Bermüßungsprozeß der Berufsarbeit — als daß sie diese Ideologismen noch als solche hätte erkennen, geschweige denn zerschlagen können. Und so sind denn alle diese Formulierungen der soziologischen Hintergründe unseres Erziehungslebens scharf zugespitzte Feststellungen, aber keinerlei Wertungen.

Ganz besonders stark aber wirkt das akademische Studium auf die Männer, deren Herkunft aus bürgerlichen Schichten gewiß nicht belanglos ist, die aber gemäß dem stärker ausgeprägten Intellekt zu Opfern der sogenannten absoluten Wissenschaft werden.

¹ Müller-Lyer, „Phasen der Liebe“, S. 162.

Auf der Reichsschulkonferenz war vielleicht das der markanteste Punkt, als ein Jugendlicher auftrat (daß Jugendliche überhaupt eingeladen waren!) und die ganze alte Schule mit dürren Worten ablehnte. Es ist keine Brücke mehr zwischen beiden Teilen. Bei diesem Auftritt zeigte sich die seelische Struktur der Versammlung ganz eindeutig auf: ein Teil rief: „jetzt noch ein Säugling!“ und amüsierte sich köstlich, ein Teil lächelte nachsichtig-überlegen, nur wenige waren ernst und begriffen die Tragik der Stunde.

Hochfamiliale, spätfamiliale und frühpersonale Einstellung, um die Terminologie Müller-Lyers wieder zu gebrauchen. Man kann auch sagen: humanistische, realistische, zukunftsgläubige Einstellung, oder konservative, liberale, sozialistische, oder Gymnasium, Oberrealschule und Lebens- oder Einheitschule.

Die Altphilologen leben in der Welt des 16. und 17. Jahrhunderts. In der Welt des humanistischen Beredtsamkeitkultes, in der Welt des lutherischen Wortkultes. Die Autorität der Bücher. Die Autorität überhaupt.

„Das Latein wurde nach den Lehrplänen eines Ebrard von Bèthune und Alexander gelernt, Grammatikern des 12. und 13. Jahrhunderts, deren Methode freilich teilweise sogar noch der Zumpt'schen Grammatik des 19. Jahrhunderts zugrunde gelegen hat.“ „Wichtiger ist es, den Geist des Unterrichts kennen zu lernen. Und da ging man nun durchaus auf das Formale; nicht der Inhalt —, die Eleganz des Ausdrucks, die Eloquenz der Sprache vielmehr waren Hauptsache; so wie es der humanistischen Wissenschaft nicht auf Erweiterung des Wissens oder gar der Erkenntnis ankam — für sie lag die Fülle der Erkenntnis ein für allemal bei den Alten beschlossen —, sondern nur auf eine möglichst klare Fassung und einen möglichst eleganten Vortrag der Überlieferung.“¹ Aus diesem Geiste blühte seit Melanchthons Ausspruch: „carere monumentis Aristotelis non possumus“ die protestantische Scholastik, aus diesem Geist der Autoritätsgebundenheit die jesuitische Pädagogik mit ihrem Lohn- und Straßsystem, aus diesem Geiste blühte die italienische, französische, niederländische Philologie mit ihren sorgfältigen Textdrucken und Emendationen. Und es ist eine Ironie der

¹ Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, S. 152 f.

Geschichte: doppelt autoritätsfüchtig wurde das Luthertum, das ehemals so revolutionäre, in dem Bedürfnis, sich als Usurpator nachträglich zu legitimieren mit der Autorität der Heiligen Schrift. Ähnlich haben noch alle Neulinge sich zu kanonisieren und legitimieren gesucht: ein Napoleon heiratete eine Marie Luise, ließ sich vom Papste salben. Das Luthertum heiratete die Landeshoheit und ließ sich von der Bibel salben. Deren Text aber war in hebräischer, griechischer, lateinischer Sprache. So war die Philologie Dienerin der Theologie, so mußte das Luthertum gerade so erstarrten und zu einer toten Sache werden wie die lateinische Sprache, die — jetzt an die Ausdrucksweise der „Klassiker“ gebunden — damit zu einer toten Sprache werden mußte, einer schön geschmückten Leiche. Genau so vollzog sich die Versteinigung des Rechtes, auf die Autorität des *corpus iuris* gegründet. Demgegenüber bewahrte die katholische Kirche weit regeres Leben, sie erkannte die Tradition an, sie entwickelte das Kirchenlatein weiter, sie gestaltete das Kirchenrecht aus. In dieser Autoritätswut des Luthertums steckt psychologisch die Angst seiner Schwäche, die Angst vor der Konsequenz der Gewissensfreiheit, das Bittern vor den Bauern von 1525. Mit dem Sieg des Landesfürstentums als der stärksten großagrarisches Gewalt gegenüber dem Chaos der revolutionierenden Masse, mit der Proklamierung der Landeskirche als des letzten Haltes der hemmungslos dahinbrausenden Reformation — wurden Bibel und Fürst, Buchstabe und Gott, Philologie und Theologie gleich ehrwürdig; in diesem kunstvollen Gebäude durfte kein Stein gelockert werden, sollte die ganze Halle, auf die Autoritätssäule gegründet, nicht zusammenbrechen. So ideologisiert sich das System des Großjunktums, des territorialen Absolutismus. Es pflanzt sich fort in den Lateinschulen, in den Landes- und Fürstenschulen, in den Gymnasien. Es lebt im Betrieb der Philologie auf unseren Hochschulen, es lebt in den Herzen unserer Altphilologen. So beweist es nur den richtigen soziologischen Instinkt, wenn der Direktor jenes Gymnasiums in der anfangs erwähnten Mittelstadt, unterstützt von den Pastoren der Gegend, den Eltern klarzumachen sucht: das Gymnasium sei der Hort der alten Bucht und Sitte, sei die Stätte wahrer Autorität. So ist das Gymnasium Symbol konservativen Geistes.

Daß diese soziologische Analyse des Gymnasiums zutreffend ist, wird ganz deutlich, wenn man sich einmal vergegenwärtigt, wie wenig von dem Geist der Antike wirklich in unsere Gymnasien eingedrungen ist. Wo ist die Kraft des Eros und die Freude am Nackten aus dem griechischen Gymnasion, wo ist die schöpferische Kraft der athenischen Demokratie, die Kraft zur künstlerischen Gestaltung und zum künstlerischen Erleben — wo ist sie in den Köpfen und Herzen unserer Altphilologen, wo ist sie im heutigen Gymnasium? Selbst die neuhumanistische Bewegung vom 18. zum 19. Jahrhundert, die in Wilhelm von Humboldt zeitweise sogar in Preußen amtlich wurde, hat an der soziologischen Struktur der Gymnasien nichts zu ändern vermocht, das Wortprinzip war stärker als das Geistprinzip. Es ist auch kein Zufall, daß manch ausgezeichnete Kenner des Altertums mit seinem Herzen auf der Linken in der Antike, auf der Rechten in der Neuzeit steht: ein soziologisches Produkt unseres altphilologischen Betriebes. Vergeblich sucht man Direktoren von der Richtung der Freunde des humanistischen Gymnasiums, die den Welfen altpreußische Ordnung und Tüchtigkeit beweisen sollen und gewiß in ihrer Art Männer eines Gusses sind, vergeblich sucht man ihnen Verständnis für die heutige Zeit zu vermitteln, indem man sie an die Reformen des Kleisthenes erinnert: wie er dem attischen Geiste die Flügel löste — sie würdigen solche Heiligtumschänder keiner Antwort. Gewiß ist solch ein Hinweis kein Beweis für die Leistungen der jungen deutschen Republik, aber die Analogie könnte doch dafür ein Verstehen ermöglichen, daß Demokratie, um es bescheiden zu sagen, nicht gerade Teufelswerk zu sein braucht. Aber nein, diese Herren wollen nicht, weil sie nicht können; sie sind Neanderschüler aus Ifeld und sehen mit dem Doppelblick der Melanchthonianer: mit einem fröhlichen Auge auf die Antike, mit einem nassen Auge auf die Landeshoheit. Und die Landeshoheit, der Geist der von Gott gegebenen Ordnung, entscheidet. *De rebus civilibus docent, quod legitimae ordinationes civiles sint bona opera dei* (Melanchthon 1530).

Und aus dem Lager dieser Altphilologen kam das Gelächter auf der Reichsschulkonferenz.

Dementsprechend muß man auch von einer Stoffideologie des Gymnasiums sprechen. Die Jahrhunderte nach der Aufrichtung der

reinen Lehre und der reinen Philologie zählen ja eigentlich nicht mit; noch immer wirkt der humanistische Gedanke nach, daß im Altertum alle Weisheit beschlossen sei. So sind neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaft nur widerwillig geduldet, so spielen die Vertreter dieser Fächer auf den Konferenzen eines Gymnasiums eine undankbare Rolle. Nur widerstrebend läßt man sie leben, Latein und Griechisch aber sind doch die Hauptsache. Schlimmer aber noch als gar keine Fakultas in diesen Fächern zu haben ist eine für die Mittelklassen, das ist Sakrileg. So gibt man solchen Herren wohl Unterricht ohne Fakultas in Religion und Geographie, aber mit Nebenfach im Lateinischen läßt man sie überhaupt nicht an die Jungen. Statt des Gebrauches unserer zum Teil wundervollen neudeutschen Nachdichtungen griechischer und römischer Werke stümpert man lieber an dem originalen Sakbau: heiliger Buchstabe, heilige homerische Partikel! Wie wird auch im Geschichtsunterricht des Gymnasiums die Gegenwart verleugnet. Es ist noch nicht so lange her, da hatte man auf der Oberstufe zwei Jahre für alte Geschichte und zwei Jahre bis zur heiligen Allianz. Nur mühsam eroberte sich die Geschichte der erschütterten Autorität, des Konstitutionalismus, ein wenig Raum — bis zum Jahre 1870. Und als dann die neue Zeit mächtig die Fortführung bis zur Gegenwart verlangte, da gaben die amtlichen Erlasse zwar nach; die Geschichtsprofessoren aber auf den Gymnasien — meistens Altphilologen — fanden aus Unkenntnis (ihre Kolleghefte gingen nicht so weit), aus Dünkel und aus Begeisterung für die absolute Monarchie Friedrichs des Großen und Bismarcks nicht den Weg zur Gegenwart. Stoffideologismus der Gymnasien.

In jener Mittelstadt fordert die Kaufmannschaft, taktisch unterstützt von der Arbeiterschaft, die Oberrealschule. Auch da zeigt sich der richtige soziologische Instinkt.

An der Oberrealschule wirken Naturwissenschaftler und Neuphilologen. An der Oberrealschule will man für weltmännische Gewandtheit, für die Praxis des Lebens erziehen.

Der aus England und Holland sich entwickelnde Großkapitalismus findet seinen pädagogischen Ideologen in Locke¹. Das Kind muß sich

¹ 1693 Some thoughts concerning education.

gewöhnen, seine Wünsche dem Willen des Erziehers unterzuordnen. Man erreicht das durch Weckung des Ehrgefühls, durch Lob und Tadel. Die Kenntnisse sind nicht so wichtig, können spielend erworben werden. Französisch ist die Sprache, die zuerst gelernt wird. Auch Latein wird gelernt, aber Übersetzung in die Muttersprache ist wichtiger als lateinische Stilübungen. Kenntnisse in Geschichte, Geographie, Arithmetik, Geometrie, Astronomie kommen dazu, Übung in Handarbeiten jeder Art. Der Wert des Reisens wird betont — nur nicht zu früh. In dem ganzen System ist alles auf das Nützliche und Brauchbare gerichtet.

Typisch für diese Art von Bildung ist folgender Entwicklungsgang eines Elbinger Patriziers nach der Leichenpredigt vom Jahre 1754.

„Unsere berühmte Schule, die so manchen großen Mann dem Vaterlande geliefert hat, ist auch dem Wohlfeligen eine Stufe zu seiner Größe gewesen. Der fromme Rektor Koitsch, die fleißige gelehrte Männer, Seyler, Woyt und Hempel, haben seine Gemüths-Gaben mit aller Treue bearbeitet. Er war 21 Jahr alt, als Er im Jahr 1725, im Monat May, sein Vaterland verließ, und die berühmte hohe Schule, Halle in Magdeburg, bezog. Ich darf diesen Ort nur nennen, und dessen in der ganzen Welt berühmte Lehrer der Rechte, einen Thomasius, einen Böhmer, einen Knorren, einen Gundling, so wird man gleich schlüssen können, wie viel Gelegenheit Er gehabt, sich zu einem nützlichen und ansehnlichen Mann in der Vaterstadt zu machen. Doch, was in der Welt soll leuchten, muß auch die große Welt gesehen haben und sie wohl kennen. Die glückselige Umstände seiner vornehmen Eltern waren hinlänglich zu diesem Zweck, den sonst wenig erreichen. Im Jahre 1728 begab Er sich in diesen allgemeinen Welt-Schauplatz. Er besuchte Jena, Weimar, Gotha, Erfurt, und gieng über Leipzig nach unsers Monarchen fürtrefflichen Residence, Dresden. Er wandte sich von dannen nach Norden, und ließ das große Hamburg, welches Handel und Gelehrsamkeit zugleich berühmt machet, nicht unbesuchet. Hannover und Osnabrück eröffneten ihm den Weg nach dem freyen und merkwürdigsten Holland. Utrecht, Amsterdam, Leyden, der Herren Haag, Delft, Rotterdam sättigten seine Neubegierde. Das Meer konnte Ihn nicht abhalten, nach der freyen und glückseligen Insel Groß-Brittanien überzuschiffen. London, die unstreitig größte

Stadt in unserem Welttheile Europa, war Ihm ein großer Schau-
platz für seine Bemerkungen. Wie Er solchen verlassen, mußten
Brabant und Flandern seine Augen weiden, und Ihm den Weg
nach Frankreich eröffnen. Die kleine Welt, das große Paris, der Sitz
des Monarchens und der Macht des Landes, hielt Ihn 3 Monate
auf. Doch das liebe teutsche Land zog Ihn wieder zu sich, wohin Er
über Strasburg eilte, und nebst der Reichs-Stadt Ulm, andere
Reichsstädte begrüßete, bis er in die Kayserl. Residenz-Stadt Wien
gelangete. Doch wie Er wohl wußte, daß wir unter dem gloriwü-
rdigen polnischen Scepter stehen, also hat Er auch zuletzt und fürnehm-
lich, ja am längsten, das Reich besucht, von dessen Majestät Polen
und Preußen regieret wird. Im Jahre 1729 langete er in dessen
Königl. Residence, Warschau, an.“ Nach dem Besuch des Reichs-
tags von Grodno, nach einem einjährigen Studium in Krakau kehrt
er 1730 wieder nach Elbing zurück, um sofort in die Ämterlaufbahn
der Stadt einzutreten.

Dieser Elbingische Großkaufmann ist ganz im Sinne Lockes er-
zogen, im Sinne der herrschenden frühkapitalistischen Gesellschaft,
die für Handel und Industrie Beweglichkeit, praktischen Blick, mo-
derne Sprachen und geographische Kenntnisse braucht. In diesem
Geiste entstehen im 18. Jahrhundert die ersten Realschulen: ge-
tragen von dem manchesterlichen Geist des Freihandels hat sich
dann dieser Sinn für die Realien mächtig Bahn gebrochen. Diese
Entwicklung des freien Spiels der Kräfte hat auch erzieherisch in ge-
wissem Grade gewirkt: die Individualität der großkapitalistischen
Jugend wird in jeder Hinsicht gepflegt, rücksichtsloser Nützlichkeits-
geist schafft brauchbare Schulen, Realgymnasien als erste Etappe,
Oberrealschulen als zweite und letzte.

Von dieser weltmännisch-liberalen Art hat der Typ des Neu-
philologen, häufig auch der des Germanisten, der des Mathema-
tikers und Naturwissenschaftlers etwas mitbekommen. Man macht
dem Zeitgeist Konzessionen. Man wetteifert gesellschaftlich mit Ju-
risten und Offizieren ('s ist nützlich), man ist konstitutionell (vom
Geist der Westmächte angeweht). Und dennoch ist die Konkurrenz
mit dem Gymnasium nicht ganz erfolgreich. Die gute Gesellschaft
(der alte Adel; die ihm formal nacheisende Geldaristokratie) bevor-
zugt das zuverlässige Gymnasium. Mit Hauslehrern und Bonnen

hilft man der weltmännischen Politur privatim nach. So stark ist die Tradition der autoritativen Monarchie.

Herrn aus dieser „realpolitischen“ Welt, die sich in Deutschland nicht ganz klar umrissen darstellt, Herren dieser weltmännisch-liberalen Einstellung lächelten nachsichtig-überlegen über den jungen Studenten auf der Reichsschulkonferenz.

Und die wenigen, die diesen Menschen sehr, sehr ernst nahmen, diese haben noch keine Stätte, sie sind erst im Begriff, aus ihrer sozialistischen Einstellung heraus die Lebensschule, die Arbeits- und Gemeinschaftsschule, die Produktionschule zu bauen.

Noch reiner und unmittelbarer stellen die Hochschulen ein Spiegelbild der besitz- und machtführenden Gesellschaft dar. Auch sie tragen die Erbschaft ihrer Gründung: Zweckinstitute zur Züchtung zunächst von Juristen und Theologen für die herrschende Gesellschaft der hochfamilialen Epoche. Die Hochschulen, anfangs mehr universaler Art als Orte der einen gebundenen mittelalterlichen Weltanschauung, wurden im 15. Jahrhundert immer mehr territorialen Interessen dienstbar, wurden zu Beginn des 16. Jahrhunderts in Deutschland vom Humanismus erobert, um dann unter der Wärme der Reformation sich umzuformen und neue Schöflinge zu treiben. Diese erste große Epoche der reinen Geisteswissenschaften: der Theologie, Jurisprudenz und Philologie, diente in der Wirklichkeit so unbedingt der Herausbildung der Zeitideologien, daß die damals erkannten rein „wissenschaftlichen“ Wahrheiten noch heute ideologisch einen verhängnisvollen Druck ausüben.

Langsam eroberten sich auch die Mathematik, die Naturwissenschaften und die Medizin ihre Stellung im Zeitalter der praktischen und nützlichen Einstellung, und in der hochkapitalistischen Phase trat die Technik ihren Siegeszug an.

In welchem Maße die sogenannte absolute Wissenschaft Produkt ihrer Zeit, ihrer ökonomischen Voraussetzungen ist, kann man besonders deutlich an der Geschichtswissenschaft erkennen. Angeblich sucht der Historiker objektiv, wie es gewesen, will die Vergangenheit darstellen, will sie verständlich machen¹. Im Grunde ist es gerade umgekehrt: der Historiker projiziert seine Zeitgedanken in die Ver-

¹ Nähere Ausführung im Kapitel „Kunst und Wissenschaft“ II. Teil, 3. Kap. Kawerau, Soziologische Pädagogik. 3

gangenheit, formt sich die Vergangenheit. Jede Zeit macht sich ihre Vergangenheit.

Die Geschichtswissenschaft ist also der Stammbaum-Fabrikant, der den neuen Kräften in der Gesellschaft zu einer Ahnentafel, zu einer Legitimierung verhilft¹. Aus welchem „objektiven“ Grund hat man bis zur Revolution jeden auch nur des Sozialismus verdächtigen Forscher aus dem Tempel der „voraussetzungslosen“ Wissenschaft getrieben, aus welchem „objektiven“ Grund schweigen 99 % der Historiker die Ergebnisse der materialistischen Geschichtsauffassung tot? Warum werden in den meisten religionsgeschichtlichen Werken Rautskys Ausführungen über die Münsterischen Unruhen nicht zitiert? Alle diese Arbeiten von Rautsky, Mehring, Bernstein sind systematisch in Literatur und Kolleg totgeschwiegen worden. Es ist die unausgesprochene Verabredung, es ist der Ring der „bürgerlichen“ Gelehrten, die angeblich der voraussetzungslosen Wissenschaft dienen und die hier nicht einmal subjektiv schuldlos sind. Es muß das ganz deutlich immer und immer wieder gesagt werden, bis es den Professoren in die Ohren gellt: ihr dient gar nicht der reinen Wissenschaft, ihr geht von bestimmten Voraussetzungen aus, ihr wollt bestimmte Ergebnisse haben. Dem ökonomisch denkenden, dem soziologisch geschulten Forscher sind das keine Wunder, er weiß, daß sie in gewissem Grade so handeln müssen. Die Professoren sind ja nicht an Instituten, die isoliert vom Tageslärm reiner Forschung dienen, sie sind an Instituten, die dem Staat (d. h. der herrschenden Gesellschaft) so und so beschaffene Beamte liefern sollen. Der Staat übt in der Praxis der Verhältnisse den ungeheuerlichsten Druck aus (er muß es tun, um seiner Selbsterhaltung willen), daß nur solche Männer lehren und prüfen, die ihm genehm sind, die staatlich (gesellschaftlich) gebilligte Weisheit liefern. Denn die herrschende Gesellschaft schickt ihre Jugend auf die Hochschulen. Dem Proletariat ist sie verschlossen, gegen eine Intellektualisierung des Proletariats wehrt sie sich verzweifelt. Und die Gesellschaft hat wieder für et-

¹ Das ist an sich kein Vorwurf, das ist nur Feststellung. Man muß sich aber dieser Lage bewusst sein und darf nicht von Voraussetzungslosigkeit sprechen. Die Ahnungslosigkeit der bürgerlichen Gelehrten über ihre eigene Lage ist aber gerade bezeichnend für den Druck der Ideologismen: subjektiv ehrlich glauben sie zu schieben und sind doch allzu sehr die Geschobenen.

waige Schwierigkeiten, für Söhne des Beamtenstandes usw., den Begriff des akademischen Standes, einer eigenen akademischen Sittlichkeit erfunden, hat diese Begriffe in den studentischen Korporationen übersteigert und findet doch immer wieder Nachwuchs — der alles in Kauf nimmt, der noch ganz andere Joche durchkröche als nur den studentischen Komment und den studentischen Ehrenkodex — weil ihm die Machtstellungen der Zukunft reserviert sind. Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort.

Hinter all diesen Erziehungsgewalten steht der Staat mit seiner Autorität. Vergeblich hat sich die bürgerliche Gelehrsamkeit des 19. Jahrhunderts abgemüht, das Rätsel dieser verschleierten Statue zu lüften. In den wunderlichsten Widersprüchen bewegt sich eine Anthologie solcher Meinungen, bedingt durch rechtliche, theologische und sonstige Ideologismen, je nachdem, von welcher Tradition die Verfasser gerade herkamen¹.

In einem aber herrscht Gemeinsamkeit: sie gehen alle von „idealen Momenten“ aus. Selbst Dr. Adolf Menzel gibt dies im „Handbuch der Politik“ zu: „Zunächst ereignet es sich nicht selten, daß in die Definition des Staatsbegriffes ein Merkmal Aufnahme findet, welches, wenn auch vielleicht unbewußt, ein ideales Moment enthält.“ („Daß auch der organischen und der juristischen Staatstheorie ein ideales Moment zugrunde liegt, wird unten gezeigt werden. Die soziologische Staatslehre enthält gewissermaßen ein negatives Ideal; sie malt den Staat der Vergangenheit und der Gegenwart in den düstersten Farben.“ ??) Die energetische Theorie setzt eine unzulängliche Beschreibung des Staates als seine Definition. Auf die soziologische Theorie ist Dr. Adolf Menzel, wie schon die in der Klammer zitierte Anmerkung zeigt, besonders schlecht zu sprechen. Dennoch ist sie die einzige, die Licht in diese Wirrnis bringt: „Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Mittel, mit denen der überall durch den gleichen Trieb der Lebensfürsorge in Bewegung gesetzte Mensch die nötigen Befriedigungsmittel erlangen kann: Arbeit und Raub, eigene Arbeit und gewaltsame Aneignung fremder Arbeit“ (das „ökonomische Mittel“ und das „politische Mittel“)²,

¹ Man vergleiche die hübsche Zusammenstellung bei Franz Oppenheimer „Der Staat“ (6.—10. Tausend) 1919, Seite 8 und 9.

² vgl. Oppenheimer a. a. O., S. 16.

„Volkstum und Staat, Recht und höhere Wirtschaft, mit allen Entwicklungen und Verzweigungen, die sie schon getrieben haben und noch treiben werden, entstanden gemeinsam in jenem Moment unvergleichlicher weltgeschichtlicher Bedeutung, in dem zuerst der Sieger den Besiegten schonte, um ihn dauernd zu bewirtschaften.“ Als drittes Mittel, um zu Reichtum zu gelangen, fügt Müller-Lyer das geneonomische hinzu, die Erbfolge.¹ Dies geneonomische Mittel kann wohl als die Methode bezeichnet werden, mit der die durchs politische Mittel zur Herrschaft gelangte Klasse ihre Herrschaft aufrecht erhält, solange es sich um Landbesitz handelt, und wodurch sie sich in gewissem Grade ökonomisiert. Durch die von der Gewerbstadt aus entfaltete neue ökonomische Kraft der Geldwirtschaft, die sich später zum Kapitalismus auswächst, langsam eingeengt, später mit ihr verschmolzen, politisiert sich diese vorwiegend ökonomisch bestimmte Doppelmacht in gewissem Grade dann umgekehrt wieder durch das geneonomische Mittel. In restloser Auswirkung führt dies Prinzip zum Verfall und Niedergang der Völker².

Nur wenn es gelingt, aus diesem bisher unentrinnbar gewesenen Geschick oder Gesetz der Völker herauszukommen, nur dann kann auf eine neue Zukunft gehofft werden. Bisher war der Staat der organisierte Schutz der schrankenlosen privatrechtlichen Vererbung, die teils „ökonomische“, teils „politische“ Wirkungen auslöste. Wenn wir diese „Geneonomie“ zerbrecen — und andere Wege zu einer besseren Zukunft gibt es nicht, dann muß also eine Entstaatlichung eintreten. Jedesfalls muß sich der alte Staatsbegriff auflösen, und Oppenheimer schlägt für gewisse Neubildungen (Neu-Seeland) und im Sinne seiner Zukunftshoffnungen den Begriff der „Freibürgerschaft“ vor.

Diese aus Oppenheimer und Müller-Lyer erwachsene Theorie vom Wesen des Staates, wie er bisher in Erscheinung getreten, bezieht sich eigentlich nur auf die gesamte familiale Epoche, und bei näherer Prüfung würde sich das überraschende Resultat ergeben, daß der Staat in der familialen Epoche Werkzeug der Familie, bei der Macht und Besitz unbegrenzt zu vererben war, gewesen ist, daß der Staat eine notwendige Begleiterscheinung

¹ vgl. Müller-Lyer, „Die Familie“, S. 265.

² a. a. O. S. 246 ff.

der sich differenzierenden Männerwelt ist (bei welcher Annahme sich starke Berührungen mit Blüchers Theorie vom Männerbunde finden). Mit dem Zerfall der Familie, mit der einsetzenden Differenzierung der Frauen muß auch der alte Staat sich zerlegen. Müller-Lyer deutet diesen Zusammenhang in jener treffenden Formel an:

„Schwache Gesellschaft: starke Familie, schwache Frau;
Starke Gesellschaft: schwache Familie, starke Frau“¹.

Aus dieser Erkenntnis vom Wesen des Staates ergibt sich auch der Zusammenhang zwischen Staat und Erziehungsmächten. Luther und Paulus, beide von der hochfamilialen Phase her belastet, beide aus dem Beginn spätfamilialer Phasen stammend, können sich nicht genug tun in der religiösen Verherrlichung der Familie und des Familieneigentums. Es liegt in dieser starken Betonung der Göttlichkeit der Familie und ihres Erbrechtes doch schon die Angst vor anderen Möglichkeiten. Man schaue in den lutherischen Katechismus und seine Erklärungen, man schaue in die Paulinischen Sprüche, die sie stützen, und wird auf Schritt und Tritt Belege für diese Einstellung finden. Die Eltern sind Gottes Stellvertreter auf Erden, so werden die Kinder unterwiesen, die Lehrer wieder sind deren Stellvertreter, also gleichsam auch gottähnlich. Die vaterrechtliche Auffassung beherrscht das Denken. Eigentlich hat er Gewalt über Leben und Tod. Und über allen Vätern steht der Landesvater, der Fürst, der unmittelbar von Gott erleuchtet wird². „Es ziemt dem Untertanen, seinem König und Landesherren schuldigen Gehorsam zu leisten, und sich bei Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt, und es ziemt ihm nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht zu legen.“ (Minister von Rochow auf eine Elbinger Adresse in Sache der Göttinger Sieben). „Goethes Schwiegertochter traf das rechte Wort, indem sie ein poetisches Märchen von dem „Herrscherwahnsinn“ eines chinesischen Kaisers erzählte. Größenwahn, der an Gotteslästerung

¹ „Phasen der Liebe“, S. 184, vgl. auch „Die Familie“, S. 342.

² Ludwig XIV. vom Fürsten: „Tenant pour ainsi dire la place de Dieu, il semble être participant de sa connaissance“. Œuvres 2,283 (Lamprecht XI,1, S. 43.)

streifte! Das war der Dämon, der allen diesen Fürsten zur Seite saß. Genährt von Schmeichlern, riß er gelegentlich auch die bescheideneren Naturen auf den Thronen zu Handlungen und Erklärungen fort, die nichts waren als Frevel und bei den kleinen Verhältnissen ihrer Macht, sowie bei ihren menschlichen Schwächen und Bedürftigkeiten sie und mit ihnen das monarchische Prinzip dem Spott und der Verhöhnung preisgaben.¹

Friedrich Wilhelm IV. rüffelte höchstpersönlich die Professoren in Königsberg i. Pr.: „Die Universität soll ein Herd des Lichts sein, ihre Losung sei: Vorwärts! Aber sie folge ihr nimmermehr auf der Irrbahn des Kometen oder auf dem Wege der Feuersbrunst, die von Dunkel umhüllt vorschreitet. Die Früchte ihres Strebens seien Gottesfurcht — aller Weisheit Anfang, echte Treue, die da weiß, daß man dem Fürsten nicht dient, wenn man seine hohen Diener herabzieht.“ (1844.) Also nicht nur der Fürst ist tabu, auch seine hohen Diener, und die Wissenschaft hat in Gottesfurcht diesen Zustand zu verherrlichen.

Aber so fern liegen diese Dinge gar nicht: Wilhelm II. schreibt am 25. X. 1895 an Nikolaus II.: „Was ist nun die Folge zu Hause in unseren verschiedenen Ländern, wo die Republikaner Revolutionäre de natura sind und — mit Recht — behandelt werden als Leute, die erschossen oder gehängt werden müssen? Vergiß nicht: Faure sitzt — ohne persönliches Verschulden — auf dem Throne des französischen Königspaares „von Gottes Gnaden“, dessen Häupter französische Republikaner abgeschlagen haben. Das Blut der Majestäten liegt noch auf diesem Lande! Sieh es an, ist es seitdem wieder glücklich oder ruhig gewesen? Nicht, nimm mein Wort darauf, der Fluch Gottes hat dieses Volk für immer getroffen. Uns christlichen Königen und Kaisern ist die eine heilige Pflicht vom Himmel auferlegt, den Grundsatz „von Gottes Gnaden“ aufrechtzuhalten.“ Und am 28. XI. 1905: „Meine Vertreter im Ausland treiben nur eine Politik, und das ist die meine.“

Angewandt auf die Erziehung gestaltete sich das Bild folgendermaßen²: „Auch die Pädagogik — im weitesten Sinne dieses

¹ Georg Raufmann, „Polit. Gesch. Deutschlands im 19. Jahrh.“ S. 259.

² Nach Lamprecht, „Deutsche Geschichte“, 2. Ergänzungsband, 1. Hälfte, S. 423.

Wortes — mußte, bei dem konsequenten Denken des Kaisers, einbezogen werden in das System der Beförderung nationaler und politischer Zwecke durch die höchsten Mächte der Kultur“ (lies: in das System des Schutzes des familialen Erbrechts zugunsten der besitzenden Klasse auf Kosten des Proletariats. Der Verf.). „Kann in diesem Zusammenhang etwas noch charakteristischer sein als der Anfang der persönlichen Schulpolitik Wilhelms II. mit dem Erlaß vom 1. Mai 1889, betreffend die Aufgabe der Schulen bei Bekämpfung der Sozialdemokratie? Da wurde den Gymnasien vorgezeichnet: „In dem Geschichtsunterricht ist die Entwicklung unserer sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse insbesondere vom Beginn dieses Jahrhunderts bis zur gegenwärtigen sozialpolitischen Gesetzgebung darzustellen. . . . Die Belehrung über die Verderblichkeit der Sozialdemokratie hat hierbei, ohne in eine nähere Erörterung der sozialistischen Theorien einzutreten, an der Hand des gesunden Menschenverstandes zu erfolgen. Die Unmöglichkeit der sozialistischen Bestrebungen ist an den positiven Zielen der Sozialdemokratie nachzuweisen.“

So wurde die Pädagogik — hier direkt ausgesprochen — sonst indirekt durch den Druck der Behörden, vom Staate mißbraucht, um die bestehende „Ordnung“ zu erhalten. Und völlig analog den staatlichen Machtverhältnissen vollzog sich der Absolutismus an den Schulen. Althoff, ein Bismarck in Hochschulfragen, mißhandelte die preußischen Professoren nach allen Regeln der Kunst, ließ sie sich gegenseitig unterbieten; verstand es dann allerdings, den Universitäten gegen ihren Willen bedeutende Gelehrte aufzuzwingen. Er durchschaute das Zunft- und Cliquenwesen der Fakultäten — gibt es doch ganze Hochschullehrerdynastien, die mit Freundschaft, Schülerschaft und Verwandtschaft die Universitäten beherrschen (vgl. die germanistische Wissenschaft). Die zünftige Verfassung der Universitäten, getreue Entsprechung ihres mittelalterlichen Geistes, hat es ja dahin gebracht, daß allgemein die Rede geht, der sicherste Weg zur Professur sei die Einheirat — wie bei mittelalterlichen Handwerksmeistern, deren Zahl festgelegt war und in deren Reihen man bei Vakanz nur als Sohn oder Schwiegersohn einzudringen Aussicht hatte.

Der Absolutismus im Bildungswesen setzt sich entsprechend nach

unten fort: die Direktoren der höheren Schulen sind Autokraten mit guten Manieren und ohne solche. Sie repräsentieren die Autorität. Ein Schuldirektor hat recht, ein für allemal, gerade wie beim alten (und heutigen?) Militär der Vorgesetzte. Wie darf man sich auch an den hohen Dienern der Fürsten versündigen! Am eindeutigsten und ungefährlichsten sind die ehrlichen Tyrannen, die mit ihrem *sic volo, sic jubeo* jeden Zweifel ob ihrer Einstellung zur Selbstverantwortung von Lehrer und Schüler abschneiden. Oft sehr tüchtige Beamtennaturen, mit denen man bei aller Gegensätzlichkeit der Weltanschauung doch ehrlich und gut auskommen kann. Viel schwieriger sind die konstitutionellen Direktoren — stammt die erste Klasse von Schultyrannen gewöhnlich gerader Linie aus der autoritären Altphilologie, so ist die zweite vom liberal-manchesterlichen Geiste angehaucht, gebärdet sich modern, um mit Hilfe der gut geöhlten Konferenzmaschine unter dem Schein der Sachlichkeit stets ihre Wünsche durchzudrücken. Sie wissen sich sogar hinter Voten der Elternbeiräte, hinter Beschlüssen der Schulgemeinde zu verstecken, und es gehört ein geübtes Auge dazu, hinter der scheinbar makellos glatten Leinwand, auf die die Köpfe des Kollegiums, der Eltern, der Kinder projiziert werden, die Konturen des Direktors zu entdecken.

Nur wenige verhalten sich in diesen Fragen einfach sachlich und korrekt, ohne den Versuch, die Entscheidung der „Untergebenen“ zu beeinflussen.

Ganz genau so liegen die Dinge bei den Volksschulen, nur daß hier die Tyrannis sich in der Regel noch ungehemmter austobt und oft nicht einmal darauf Wert legt, den guten Schein zu wahren.

Und weiter strahlt der Glanz der Autorität vom Direktor auf die Lehrer. Doch es muß um der Gerechtigkeit willen gesagt werden: es handelt sich hier nicht um besondere Untertanengesinnung der Lehrer, verglichen mit anderen Beamtenkategorien; der ganze Staat mit seinen Beamtenheeren in Post, Eisenbahn, Militär, Gericht usw. usw. pflegt diesen Geist; er ist dem Wesen des Staates familialer Art eben innewohnend, nimmt natürlich in agrarischem Milieu unverfälscht ursprünglichere Formen an als in industrieller Umgebung.

Und die Rechtspflege sucht diesen Zustand zu schützen. Typisch dafür ist folgender Vorfall¹:

Schülerkontrolle. Die nur von Jugendlichen geschriebene und herausgegebene Zeitschrift „Der neue Anfang“, welche sich besonders mit Schulfragen befaßt, enthielt in einer Rubrik, in der an kleinen tatsächlichen Vorkommnissen der Erziehungsbetrieb unserer höheren Schulen beleuchtet wird, folgende Notiz:

„Im Leibniz-Gymnasium Charlottenburg hat man zwei identische französische Übersetzungen (abgeschrieben) abgeliefert, und der Herr Professor Brassat gab (ohne den Schwindel zu merken) dem guten Schüler eine II, dem schlechten eine IV.“

Deswegen verklagte der Professor den Herausgeber der Zeitschrift wegen Beleidigung und übler Nachrede. Das Schöffengericht Berlin-Mitte stellte fest, daß der dem Angeklagten obliegende Wahrheitsbeweis erbracht worden sei; insbesondere daß der Professor selbst zugegeben habe, er pflege die Arbeiten guter Schüler nur oberflächlich zu korrigieren; daß ferner die ohne jeden Kommentar erschienene Notiz auch in ihrer Form rein sachlich sei. Dennoch verurteilte es den Angeklagten zu 30 M. Geldstrafe, weil diese erwiesen wahre Tatsache in einer Schülerzeitschrift erschienen sei. Dieser stehe das Recht der Tages- und Fachzeitschriften nicht zu, auf Mißstände hinzuweisen und zu deren Abstellung mitzuwirken; denn die Jugend müsse „vor zersetzendem Einfluß bewahrt werden“. Gegen dieses Urteil legte — wie uns mitgeteilt wird — der Angeklagte mit Erfolg Berufung ein. Es würde, wie der Verteidiger ausführte, die Wahrheitsliebe der Jugend nicht gerade stärken, wenn man ihr wahre Tatsachen des Schullebens durchaus verheimlichen müsse; ein Recht der Lehrer auf Immunität gäbe es nicht, mag man den Autoritätsgedanken noch so sehr überspannen. Außerdem übersieht das erste Urteil völlig, daß heute der Einfluß der Jugend — und damit ihrer Zeitschriften — auf Erziehungsfragen nicht unerheblich geworden ist, wie sich z. B. aus der Beziehung Jugendlicher zur Reichsschulkonferenz und zu den Prüfungsausschüssen des Lichtspielgesetzes ergibt. Der Verteidiger überreichte nicht weniger als 10 Jugendzeitschriften der verschieden-

¹ „Welt am Montag,“ am 15. November 1920.

sten Richtungen, die sich alle mit Schul- und Selbsterziehungsfragen beschäftigen. Das Landgericht kam daher, da es auch den Wahrheitsbeweis für erbracht ansah und jenen Vertuschungsstandpunkt gegenüber der Jugend für unberechtigt hielt, zu einem Freispruch des Angeklagten und legte dem Professor die Kosten des Verfahrens auf.

Das erste Urteil des Schöffengerichts Berlin-Mitte wird ewig ein Denkmal dafür bleiben, bis zu welchem Grade unser Volk zusammen mit den Fachrichtern noch autoritätsgebunden geblieben ist in einer Zeit, wo wir uns der freiesten Verfassung der Welt rühmen. Soziologisch sehen wir hier aber ganz deutlich, wie sich die väterliche Autorität mit der professoralen identisch fühlt und mit erhobenem Finger erklärt: „Liebes Kind, du hast ja leider recht, aber du bist doch sehr unbescheiden, und deswegen muß ich dich rügen!“

Dieser gesamte Autoritätskult des familialen Staates ist ideologisch verbrämt mit den Begriffen der Mannentreue gegen den Fürsten, mit vaterländisch-nationaler Gesinnung. Für Menschen dieser Denkungsart gibt es ja gar keine Möglichkeit, vaterländisch zu sehen, als durch diesen Riß an der familialen landesväterlichen Tür: als sähe ein Knabe durchs Schlüsselloch und sähe ständig den Uniformrock seines Vaters, der an der Innenseite hängt, und glaubte, der Vater sei dauernd drinnen und versperre ihm die Aussicht; so wird diesen Leuten jeglicher Ausblick in Volk und Menschheit durch den Fürstenrock verhängt, mag der Fürst selber auch fortgegangen sein. Dazu kommt noch, daß sich die Begriffe „Fürst“ und „Held“ für Menschen dieser Psyche identifiziert haben: so wie den Kindern ihr Vater der stärkste Mann ist — nach den Erfahrungen, die sie „von seiner Hand“ gemacht haben — so ist den großen politischen Kindern der Fürst als Vater des Vaterlandes der stärkste Mann der Welt. Das kann hochpoetische Formen annehmen, wie z. B. bei Walter Flex:

„Wir sind dem König von Preußen verschworen
mit Leib und Seele, wie wir geboren.
Wer auf die preußische Fahne schwört,
hat nichts mehr, was ihm selber gehört.
Weh dem, der des Königs Wege stört!
Der König von Preußen kann ruhig gehen,
wohin 's ihm gefällt.“

Soweit seine seidnen Fahnen wehen,
ist sein die Welt.“

Das ist mit großer Reimfertigkeit in tausend Zungen der Kriegslirik verkündet worden — überall die gleiche Mentalität: das Volk klammerte sich — eigenen Denkens und Urteilens entwöhnt — in der Stunde der Gefahr an die väterliche Autorität des Landesherrn.

Und wenn wir die Auswirkung dieser familialen Einstellung bis in die letzten Geistespiegelungen verfolgen, so kommen wir auf die Fragen der gesamten Weltanschauung religiöser und philosophischer Art. Die religiösen Spiegelungen der familialen Gesellschaftsordnung sind ohne weiteres verständlich, Gott ist eben der pater familias für die gesamte Schöpfung, ist das im Großen, was der Fürst im Kleinen ist. Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist das der „lieben Kinder“ zum „lieben Vater“. Jedes Volk dieser Epoche glaubt der Joseph oder Benjamin von Gott-Jakob zu sein. Die Ideologie des „ausgewählten Volkes“ spielt ja in England eine ganz besondere Rolle. Aber auch der Deutsche pflegt diese sentimentale Gedankenreihe mit Inbrunst; man denke an den fürchterlichen Unfug mit dem Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen solle. Man denke an die Worte Fichtes:

„So seid unter allen neueren Völkern ihr es, in denen der Reim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Vorschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Gehet ihr in dieser eurer Wesenheit zugrunde, so gehet mit euch zugleich alle Hoffnung des gesamten Menschengeschlechtes auf Rettung aus der Tiefe seiner Übel zugrunde. . . . Es ist daher kein Ausweg; wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung“ (1808 im Druck). Gewiß ist es richtig, einem in Lethargie Versinkenden zu sagen: wenn du dich nicht aufraffst, ist's vorbei; da kann dir keiner helfen als du selber, von deiner Willensentscheidung hängt alles ab. Es bedeutet aber eine gewaltige, nur aus der übersteigerten Seelenerregung zu entschuldigende, nur aus der soziologischen religiösen Erbschaft objektiv zu begreifende Lästerung der Menschheit, sich selber die Erlöserrolle der Menschheit zuzusprechen. Aber unsere Tage haben wieder ganz ähnliche früh- und hochfamiliale Rückfälle gesehen, so

wie man bei den Kriegsandachten ein unwillkürliches Zurückgreifen vom spätfamilialen Neuen Testament auf das früh- und hochfamiliale Alte Testament erlebte.

Vom Standpunkt moderner Ideologie aus hat Paul Göhre in seinem wundervollen Buch „Der unbekannte Gott“ mit den christlichen Ideologismen abgerechnet. Er sagt¹: „Selbst alle die großen, reinen und unvergänglichen Verdienste, die das Christentum in der Vergangenheit um die Menschheit sich erwarb, helfen diesem nun nichts mehr: der moderne Mensch erkennt sie alle freudig, dankbar und rückhaltlos an und wendet sich dennoch mitleidlos von ihm ab. Er steht immer still vor der Größe, Innerlichkeit und Einfalt aller ehrlich frommen Christen, deren es auch in unseren Tagen natürlich noch manchen gibt —, und schreitet doch alsbald unergriffen weiter, an ihm vorüber, über ihn hinweg, der ganz neuen Herrlichkeit entgegen, die seiner Seele Ziel und Erwartung ist. Auch auf Kompromisse läßt er sich nicht mehr mit ihm ein. Wo sie versucht wurden, scheiterten sie doch. Das Schicksal des Christentums ist besiegelt; keine Macht des Himmels und der Erde wird es mehr wenden. Seine Kraft ist erschöpft; das ewige Naturgesetz erfüllt sich auch an ihm.“

So deutlich die naive lutherische Form des Christentums sich als Ergebnis der familialen Denkweise darstellt, und so deutlich dieses Luthertum heute als Ideologismus erscheint, genau so wie die anderen Formen des Christentums, so schwierig ist diese Beobachtung beim philosophischen Denken.

Nehmen wir den Vater der neueren Philosophie, Descartes (1596—1650, lebte vorwiegend im freien und blühenden Holland). Um zwei Pole kreist sein Denken: um die Gottheit und um das Ich. „Mit der Realität der Gottesidee ist aber für Descartes nun in der Tat das eigentliche Prinzip und „Fundament“ auch der Objektsge-
wißheit gewonnen, wie ihm die Gottheit selbst das gewisseste Objekt der Erkenntnis ist. Die Gottheit aber garantiert nun auch die Gewißheit der übrigen Objekte. Denn vom vollkommensten Wesen ist alle Täuschung ausgeschlossen; nicht so zwar, daß es nicht in der Macht und dem Können Gottes stünde, uns zu täuschen; sondern so,

¹ a. a. O. S. 81.

daß sein vollkommener Wille uns nicht täuschen wolle. Täuschen können könnte uns der vollkommen mächtige Gott gewiß; aber sein vollkommener Wille kann uns nicht täuschen wollen“¹.

Das Ich wird aus dem Denken als seiend erkannt (sum cogitans).

Das Ich wird als dem All, dem Makrokosmos, entsprechender Mikrokosmos empfunden.

Lamprecht hat auch hier, wie so oft, das richtige Gefühl in der Beurteilung der geistigen Beziehungen, ohne zur vollen Konsequenz der Zusammenhänge zu kommen; er sagt: „Für ihre (die Philosophie des individualistischen Zeitalters) Entwicklung machte sich vielmehr ein Zug geltend ähnlich dem, der in der Staatslehre zur Gegenüberstellung von souveränem Individuum und souveränem Staat geführt hatte, und dieser bedingte die Deduktion“². Hier haben wir in nuce die ganze gesellschaftliche Lage der Zeit: der familiäre Staatsbegriff übersteigert sich im Absolutismus, in der polaren Gegenwirkung wächst das Selbstbewußtsein des Individuums, Entwicklungsreihen, die zur Bersekung und Auflösung der familialen Weltanschauung führen mußten. Man denke daran, daß zu der Zeit, als Descartes seine epochemachenden Versuche veröffentlichte, Ludwig XIV. den Thron bestieg.

Ganz eindeutig ist die Situation bei Hobbes (1588—1679), der mit einem Wort als Philosoph der absolutistischen Stuarts bezeichnet werden kann, dessen Philosophie unmittelbar durch politische Probleme beeinflusst wurde. Kein Philosoph hat dem Absolutismus ein so überschwängliches Loblied gesungen. Selbsterhaltungstrieb ist das oberste Gesetz. Zur Regelung der an sich gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstrieb dient der Staat, der seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn der einzelne auf alle Eigengewalt verzichtet, wenn der Staat omnipotent ist.

Wenn man sich der Selbstzerfleischung des englischen Adels erinnert, dann hat man die gegeneinander strebenden Selbsterhaltungstrieb (in schrankenloser Geneonomie), und der Absolutismus, der daraus erwachsen, vereinigt die Reste um sich zu gemeinsamer Wehr gegen das von der Gewerbstadt ausgehende ökonomische

¹ Bruno Bauch.

² Deutsche Geschichte, Band 6, S. 188.

Prinzip, gegen das kapitalistisch erstarkende Bürgertum, bis sie sich in Erkenntnis gemeinsamer geneconomischer Interessen konstitutionell verbrüdernd — und der Philosoph dieser Gesellschaftslage nach der glorreichen Revolution von 1688 ist John Locke († 1704).

So könnte man die Dinge weiter verfolgen. Die Emanzipation des deutschen ökonomischen Bürgertums vertritt Kant, aber auch ihn belastet noch die Tradition der familialen Phase, die praktische Vernunft.

Ganz besonders lockend wird das Problem, wenn es sich um Persönlichkeiten handelt, die zwischen zwei Menschheitsepochen stehen und Züge zweier Welten tragen: Goethe ist ein Kind der familialen Epoche und auch schon ein Vater der personalen. Groteske Gegensätze zwingt der titanische Wille eines Nietzsche: hochfamiliale Ethik vergangenster Tage und hochpersonale Ethik künftiger Tage biegt er mit trotziger Seele zueinander wie jener junge Riese die Wipfel der Bäume, um seine Opfer zu zerreißen — ihn selber zerriß die auseinanderdrängende Kraft dieser unvereinbaren Mächte.

Eine solche Analyse bis ins einzelne durchzuführen, ginge über den Rahmen dieser Untersuchung hinaus, so reizvoll es wäre.

Diese Andeutungen müssen genügen, um als bewiesen gelten zu lassen, was vorhin behauptet wurde: auch die philosophischen Systeme sind Geburten aus der Gesellschaft, sind der Reflex der ökonomischen Lage der Zeiten. Auch sie werden zu Ideologismen, wenn sie erstarren und weiterhin auf der Gesellschaft lasten, sobald in den Gründen der Ökonomie das Zeitgebäude wankt und erschüttert ist.

Die Philosophen, die von dem Geist der werdenden Gesellschaft künden und nicht nur Sprachrohr der herrschenden Gesellschaft sind, werden von den Zeitgenossen infamiert und gebannt: die „voraussetzungslose“ Wissenschaft sperrt ihnen die Tore. Das Martyrium eines Giordano Bruno, eines Spinoza, eines Schopenhauer, eines Nietzsche zeigt das Verständnis der herrschenden Gesellschaft für solche Ränder des Werdenden.

Zur Charakteristik ein Bericht über das Leben Spinozas (1632 bis 1677) (nach Bruno Bauch): „Die Konflikte mit der jüdischen Synagogengemeinde konnten nicht ausbleiben. Ihr Resultat war, da ihn keine Anlockung zur Unterwerfung verführen konnte, die Ausstoßung aus der Gemeinde. Völlig vereinsamt und auf sich ge-

stellt, dabei krank und schwächlich, aller Hilfsmittel entblößt, lebte er dennoch ein ganz der Erkenntnis der Wahrheit gewidmetes Leben, wie es reiner und lauterer nicht gelebt werden kann. Um völlig unabhängig zu sein, lehnte er auch die Unterstützung einiger wissenschaftlicher Freunde, die ihm noch geblieben waren, ab und erwarb sich den Unterhalt seines Lebens, das keine anderen Bedürfnisse als die Selbstbelehrung hatte, durch Schleifen optischer Gläser. Die Verfolgungen ruhten nicht. Wie Descartes, so mußte auch Spinoza öfter seinen Aufenthalt wechseln, bis er im Haag zunächst seine Ruhe fand. Als aber seine ersten Schriften erschienen, begann der Lärm in allen theologischen Lagern. Auch die christliche Theologie, nicht bloß die jüdische, ward nun gegen ihn rege. Seine Freunde selbst wurden ängstlich. Vereinsamer denn je stand er in der Welt, als er sein Hauptwerk vollendet. Schon das Gerücht, daß es erscheinen sollte, verursachte einen Aufruhr gegen ihn. Er konnte eine Wirkung dieses Wertes erst von der Zeit nach seinem Tode erhoffen, der ihn dann auch im Jahre 1677 von seinem körperlichen Leiden und seinen Verfolgungen erlöste.“ . . .

Das ist der elementare, durch nichts gebändigte und gehemmte Haß der herrschenden Gesellschaft, die mit allen Mitteln der Gewalt öffentlicher und heimlicher Art, der Lüge und des Schmutzes den zu vernichten sucht, der sich in den Dienst der kommenden Generationen stellt.

Die Universitäten und Schulen weisen solche Männer und Frauen aus ihren Hallen, dort darf nur staatlich konzessionierte Lebensweisheit verabfolgt werden.

Diese lautet in bezug auf die Erkennbarkeit Gottes:

„Ist Gott erkennbar? Kant († 1804), Schleiermacher († 1834) und andere haben diese Frage verneint. Dagegen hat der Pantheist Spinoza († 1677) behauptet, das Wesen Gottes so genau durchschauen zu können wie die geometrischen Verhältnisse eines Dreiecks. Beide Anschauungen sind falsch. Gott ist für uns erkennbar; denn er hat sich uns geoffenbart (siehe S. 40 ff.). In der Natur, im Gewissen, in der Geschichte können wir sein Walten beobachten; am meisten erschließt uns die Heilige Schrift das Verständnis für unsern himmlischen Vater. Doch auch die gläubigste Forschung reicht nicht hinein bis in das innerste Wesen Gottes; denn er wohnt ja in

einem Lichte, da niemand zukommen kann¹. Unsere Gotteserkenntnis wird zunächst durch unsere eigene beschränkte menschliche Natur beeinträchtigt, sie ist also anthropomorphistisch, und außerdem hängt sie von dem Maße ab, in dem wir uns Gott hingeben.“

Der Abschnitt stammt aus dem Buche: „Die evangelische Religionsfakultas. Hilfsbuch zur Erlangung der Lehrbefähigung für evangelische Religion, vornehmlich in den mittleren Klassen der höheren Lehranstalten“, es ist 1906 zuerst erschienen und heute noch das Paubuch zum Examen und enthält die amtlich erwünschte Überzeugung für gute Untertanen und Oberlehrer.

Von seiten der katholischen Kirche sind derartige „Gebundenheiten“ nicht weiter erstaunlich, und dennoch ist es von hohem Interesse zu sehen, wie rein sich hier hochfamiliale Einstellung erhalten hat:

„Primo igitur ad studia quod attinet, volumus probeque mandamus ut philosophia scholastica studiorum sacrorum fundamentum ponatur . . . Quod rei caput est, philosophiam scholasticam cum sequendam praescribimus, eam praecipue intelligimus, quae a Thoma Aquinate est tradita.

His omnibus praeceptionibus tum nostris tum decessoris nostri oculos adiici oportet, cum de seminariorum vel universitatum catholicarum moderatoribus et magistris eligendis agendum erit. Quicumque modo quopiam modernismo imbuti fuerint, ii, nullo habito rei cuiusvis respectu, tum a regundi tum a docendi munere arceantur; eo si iam funguntur, removeantur².“

Die scholastische Philosophie, vor allem die des Thomas von Aquino, ist also die Grundlage eines guten Katholiken, wer des Modernismus irgendwie verdächtig ist, soll rücksichtslos von Leitung und Lehre an Seminaren und Universitäten ferngehalten, wenn schon im Amte, entfernt werden.

Die bescheidenen Versuche aber, die bisher gemacht worden sind, philosophische Grundbegriffe und Systeme an höheren Schulen zu erörtern, gipfeln in Rant und dessen „praktischer Vernunft“, gerade

¹ 1. Timothy. 6, 16. Vgl. auch Joh. 1, 18: Niemand hat Gott je gesehen usw.

² Enzyklika „Pascendi dominici gregis“, 8. September 1907.

also in dem, wo Kant von Vergangenheit am stärksten belastet ist. Der kleine Leitfaden von Debo¹ schließt:

„Deshalb glauben wir an ein allgerechtes und allmächtiges Wesen, das in einer jenseitigen Welt den Ausgleich zwischen der Würdigkeit zum Glück und dem tatsächlichen Glück herstellt.

„Dann wägt, die Wagschal' in der gehobenen Hand,
Gott Glück und Tugend gegeneinander gleich;
Was in der Dinge Lauf jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.“

Die Existenz eines solchen, ganz aus der Kette der Erscheinungen gelösten Wesens, Gottes, läßt sich in keiner Art beweisen, so wenig als ihre Unmöglichkeit. Aber sie ist ein Postulat, eine Folgerung, die sich aus unserer sittlichen Natur ergibt, d. h. dann ergibt, wenn wir in der Welt einen Sinn und eine Vernunft anerkennen. Da aber, wie wir fanden, auf dem Entschluß zu dieser Anerkennung zuletzt auch das Zutrauen zu unserer theoretischen Vernunft beruht, so darf er auch der praktischen als Grundlage dienen.“²

Dem gegenüber vergleiche man Paul Göhre:

„Gott ist allmächtig,“ spricht der Christ. „„Höre, Christ, nicht allmächtiger als ich; und keiner von euch vermag das Gegenteil zu beweisen,““ antwortet er. „Aber er tut Wunder!“ „„Taste jedes Wunder an, und es zerfließt zwischen deinen Fingern.““ „Gott ist allwissend.“ „„Das verkünden Christen, die von sich selbst gestehen, daß wir nichts wissen können — und wissen und sagen doch, daß er allwissend sei!““ „Gott ist ewig.“ „„Was ist ewig? Sag' mir, Christ, was ist Ewigkeit? Du schweigst? So schweige auch vom ewigen Sein Gottes, denn sonst weißt du nicht, was du redest.““

Hier klingt die Stimme der werdenden Menschheit; in den amtlichen Lehrplänen für die Lyzeen, Oberlyzeen und Studienanstalten in Preußen von 1908 heißt es:

„Unterstützt von der Gesamttätigkeit der Schule verfolgt der evangelische Religionsunterricht das Ziel, die Schülerinnen durch Einführung in die Heilige Schrift und in das Bekenntnis der Gemeinde zu einem ihrer Reife entsprechenden Verständnis und zu

¹ Leipzig 1913.

² Man vergleiche zu diesem Schluß die früher erwähnte Deduktion von Descartes.

lebendiger, religiös-sittlicher Aneignung des evangelischen Christentums zu erziehen“ usw.

Die Gesellschaft pflanzt sich in der Erziehung fort; die alte Gesellschaft übermittelt die ihr heiligen Ideologismen, die werdende Gesellschaft ringt um ihre Ideologie. Die alte Gesellschaft wirft der Jugend ihre Ideologismen: Recht, Moral, Stand, Vaterland, Religion und Philosophie zwischen die Füße wie Knüppel, um sie zu Fall zu bringen vorm Gößen des familialen Geistes, die neue Gesellschaft ist werdend und fühlt sich in diesem Werden wesensverwandt mit der Jugend, hat keine Dogmen und festen Wahrheiten, sondern ist suchend und kämpft um die neue Ideologie, um die neue Erziehung. Immer aber handelt es sich um die Zukunft, um den Erben, immer handelt es sich um die Jugend.

